



Eine kleine Bäckerei in Wandsbek macht es vor, wie man in einer Gesellschaft, die auf Eigennutz aufbaut, etwas tun kann, was eigentlich nicht ins System passt: Man kauft *ein* Brot und zahlt für *zwei*. Der Bon fürs zweite Brot kommt an einen Haken, der für alle Kunden sichtbar ist. Und wer kein Geld mehr für sein täglich Brot hat, kann sich bedienen. Das funktioniert, stellt das türkischstämmige Ehepaar Özer, die dieses „Brot vom Haken“ aus ihrer Heimat kennen, überraschend gut und hat in kurzer Zeit bundesweit Nachahmer gefunden.

Was soll das an dieser Stelle? Soll damit die Tradition des Almosen wiederbelebt werden? Mitnichten, aber für mich zeigt dies eine Einstellung, die verlorengegangen zu sein scheint: Empathie und die Solidarität mit Denjenigen, die nicht auf der Sonnenseite stehen.

An dieses Gefühl gilt es m.E. anzuknüpfen, wenn wir für das längere gemeinsame Lernen streiten. Denjenigen, die potenziell bereit wären ein zweites Brot zu kaufen, müssen wir klar machen, dass es bei der Entscheidung für die Primarschule nicht nur um diese zwei Jahre geht. Es geht nicht um die Widersprüche, die mit der Einführung dieser Reform im einzelnen verbunden sind, auch nicht um deren Begrenztheit. Es geht um die Entscheidung, in welcher Gesellschaft man leben möchte! In einer, die 30 Prozent ausgrenzt, weil dieser Teil der Bevölkerung den Anforderungen des Beschäftigungssystems nicht genügt

oder in einer, in der auch der Nachbar jene materielle und kulturelle Teilhabe genießt, die die Voraussetzung für eine gleichberechtigte Beziehung darstellt.

Die jüngsten Umfragen deuten darauf hin, dass es wohl 30 Prozent sind, die die Primarschule eindeutig ablehnen. Dies belege doch, so unser politischer Gegenspieler Scheuerl, dass der Vorwurf, nur die Elite wolle ihre Pfünde sichern, unhaltbar sei. Da hat er recht! Neben dieser selbsternannten Elite (ich beziehe mich auf die dümmlichen Statements einiger Scheuerl-Anhänger) sind es vornehmlich die sozialen Aufsteigermilieus, die durch die Öffnung des Bildungssystems in den 70er Jahren die Früchte ihres Tuns eingesammelt haben und diese vehement verteidigen. Materiell in der ökonomischen Krise längst nicht so abgesichert, wie es lange schien, sitzt ihnen die Angst im Nacken, ihre Kinder könnten auf der Strecke bleiben und so den An-

wir vornehmlich mit jenen, die von der Reform am meisten profitieren. Jede/r, die/der in diesen Gebieten schon einmal Überzeugungsarbeit geleistet hat, weiß, wie schwer es ist, MitbürgerInnen, deren Denken durch die Medien oft genau auf das Gegenteil ausgerichtet ist, zu überzeugen. Und ich, der tagtäglich mit den Menschen in einem sozialen Brennpunkt zu tun hat, weiß, wovon ich spreche. Der Allianz aus Privatsendern und den Erzeugnissen der Springer-Presse etwas Rationales entgegenzusetzen, scheint nahezu unmöglich. Das einzige, was wir dagesetzen können, ist unsere Überzeugung von einer gerechteren Gesellschaft.

Kolleginnen und Kollegen, ich weiß, dass viele von euch aus ganz unterschiedlichen Motiven dieser Reform skeptisch gegenüber stehen. Viele Einwände teile ich, ganz besonders die, die meinen, dass die Reform nicht weit genug gehe. Dass die Stadtteilschule die Spaltung der Ge-

## Joachim Geffers Schule am Haken

schluss an den erreichten Status verpassen. Man weiß, dass in dieser postindustriellen Gesellschaft langfristig nur Bildung dazu taugt, im Wettbewerb mit anderen zu bestehen. Insofern kann man dem Einzelnen keinen Vorwurf machen, wenn er/sie sich nachhaltig um den Bildungserfolg des eigenen Kindes sorgt. Man kann aber fragen, in welcher Gesellschaft er/sie denn leben möchte? Und hier sind alle jene potenziellen AnsprechpartnerInnen gemeint, die die angesprochenen Widersprüche und den Preis dafür kennen, wenn die Reform scheitern sollte: Die dauerhafte Alimentierung eines größeren Teils der Gesellschaft, die damit gleichzeitig den sozialen Frieden aufs Spiel setzt.

In Gespräch kommen sollten

sellschaft vorantreiben, dass die nicht unbedeutlichen finanziellen Ressourcen für die Reform in keinem Verhältnis stünden zu dem sozial-integrativen Erfolg. Ein „Wir wollen alles und zwar sofort“ wäre eigentlich das Angemessene! Ja, aber gerade, weil der politische Gegner das nahe legt, dürfen wir nicht kleinmütig den Verlust all dessen beklagen, was wir uns idealer Weise vorstellen, sondern „den Spatz in der Hand“ als das ansehen, was es ist: die Chance, dass unsere Schule nicht Hindernis ist, sondern zum Motor einer Entwicklung auf dem Weg zu einer gerechteren Gesellschaft wird. Bei allem Streit im Detail endet für mich jedes Gespräch mit der Frage: „Auf welcher Seite stehst du?“